



Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung
Max Planck Institute for the Study of Societies
Köln

Renate Mayntz (Hg.)

Akteure – Mechanismen – Modelle

Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen

Renate Mayntz war bis zu ihrer Emeritierung 1997 Direktorin am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln.

Campus Verlag
Frankfurt/New York

K

02-11833

Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, Band 42

12
HV 135
A3 M4 M



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.
ISBN 3-593-37129-4

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2002 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main.
DTP: Thomas Pott, Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung, Köln.
Druck und Bindung: Prisma Verlagsdruckerei GmbH, Saarbrücken.
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Die Theoriefähigkeit der Geschichtswissenschaft

Thomas Welskopp

Eric Hobsbawm hat die internationale Gemeinde der Historiker einmal mit einer Herde gutmütiger Pflanzenfresser verglichen, die genügsam aber beharrlich auf den grünen Weiden ihrer Quellenbestände grasen oder stupide den Publikationenausstoß ihrer Mithistoriker wiederkäuen, während um sie herum die Rudel hungriger Wölfe aus den Sozialwissenschaften kreisen, die aus dem nicht unverdauten, aber noch keinem wirklichen Stoffwechsel unterworfenen historischen Material systematisch ihre theoretischen Schlüsse ziehen (Hobsbawm 1998: 7). Jürgen Habermas würde diesen Zusammenhang vermutlich anders formulieren, aber grundsätzlich ähnlich sehen (Habermas 1985: 550f.). Doch auch wenn man eingesteht, dass die Masse historischer Forschung auch heute noch in Form eines atheoretischen Quellenpositivismus betrieben wird, muss man anerkennen, dass das Bild in zweierlei Hinsicht trügt: *Zum einen* beruht der zuweilen richtige Eindruck, die Arbeit der Historiker ginge noch immer in quellennaher Fallrekonstruktion auf, durchaus auf einer *theoretischen* Grundlegung von Geschichte als Wissenschaft, die, seit dem späten 18. Jahrhundert von Deutschland ausgehend, in einer ganz bestimmten Weise erfolgte und heute selbst dort folgenreich nachwirkt, wo entweder jeder Theoriebezug geleugnet oder aber im Gegenteil eine *ganz andere Form* der theoretischen Orientierung postuliert wird. *Zum anderen* dürfte es schwer fallen, den Bezug der so genannten »systematischen Sozialwissenschaften« auf historisches Material tatsächlich »geschichtlich« zu nennen. Denn große Teile der Soziologie, der Politikwissenschaft und der Ethnologie haben sich gerade aus der Abwendung nicht nur von der Geschichtswissenschaft, sondern auch der »Geschichte« selbst als eigenständige Disziplinen profiliert, und in der Ökonomie gilt wohl noch immer jener Satz, dass es völlig gleich sei, aus welcher Zeit die Daten stammten, wenn man nur richtig damit rechnen könne. Schließlich könnte es sich umgekehrt für die Historiker im Blick auf die stärker empirisch ausge-

richteten Zweige der »systematischen« Sozialwissenschaften als Illusion erweisen, dort eine überlegene Theoriefähigkeit oder eine beispielhafte Theorieverarbeitung zu vermuten.

1 Geschichtstheorie als »Historik«

Die Entwicklung der Geschichte zur Wissenschaft im Übergang von der *Aufklärungshistorie* zum *Historismus* war ein theoretisch anspruchsvoller Vorgang. Er diente zugleich der Abgrenzung sowohl von der schöngeistigen Literatur als auch von anderen theoretischen Fächern: von der Theologie und anderen dogmatischen Wissenschaften sowie von der Philosophie. Das geschah durch die Errichtung eines theoretischen Gebäudes, das man als »Theorie der Geschichte« und später als »Historik« bezeichnete (vgl. Jaeger 1998: 724–756; Rüsen 1994: 71ff.). Ich werde unten argumentieren, dass jede Theorie menschlicher Praxis eine erkenntnistheoretische, eine sozialtheoretische und eine gesellschaftstheoretische Dimension besitzt, die eng aufeinander verweisen, aber nicht aufeinander zu reduzieren sind (vgl. Welskopp 1997: 39–70). Die »Theorie der Geschichte«, wie sie sich im deutschen *Historismus* herausbildete, kennzeichnete nun eine besonders enge *wechselseitige Durchdringung* dieser Dimensionen. Genauer gesagt, handelte es sich zugleich um eine Theorie der Geschichtswissenschaft in ihrem Charakter und ihrer Methodologie wie um eine Theorie des materiellen Geschichtsprozesses, zumindest was dessen grundsätzliche Struktur, Richtung und antreibende Potenzen anging (Droysen 1977). Das ließ sie als den geschlossenen Entwurf einer für diese Disziplin charakteristischen »Historik« erscheinen, wie sie zum Beispiel in Jörn Rüsen's oder Chris Lorenz' Erneuerungsversuchen als Ausprägung einer lockerer gedachten, aber immer noch unverwechselbaren »disziplinären Matrix« weiterhin durchscheint (vgl. Blanke 1991: 23ff.; Lorenz: 1997; Rüsen 1993: 364f., 1986: 9ff., 1983: 24–31).

Diese wechselseitige Durchdringung, die die Kohärenz der »Geschichtstheorie« ausmachte, resultierte daraus, dass auf eigentlich erkenntnistheoretische Probleme methodologische Antworten und auf gesellschaftstheoretische Probleme sozialtheoretische Antworten formuliert wurden. Im Grunde *ersetzte* eine hintergründige historisch-anthropologische beziehungsweise geschichtsontologische Perspektive, gepaart mit der Vision einer einheitlichen »historischen Methode«, lange Zeit die Beschäftigung mit sozial- und gesellschaftstheoretischen Fragen. Die historistische »Geschichtstheorie«

verkürzte dadurch ihre sozial- und ihre gesellschaftstheoretische Dimension. So konnte man von dieser theoretischen Basis aus später »theoriefeindlich« reagieren, wenn es um Theorieangebote in diesen Bereichen ging, wie sie zum Beispiel in den Nachbardisziplinen diskutiert wurden. Man lehnte »Theorie« ab, nicht weil die Geschichtswissenschaft sie nicht benötigte, sondern weil die Theorieangebote mit dem eigenen, nicht länger reflektierten theoretischen Vorverständnis kollidierten. Darüber hinaus war der gesamte Komplex dieser unausgesprochenen theoretischen Vorannahmen auch noch normativ überladen: Man postulierte über die begriffliche Synthese der vielen »Geschichten« zum Kollektivsingular »Geschichte« nicht nur die Existenz und Erkennbarkeit eines einheitlichen, zusammenhängenden historischen Prozesses, sondern auch dessen »Sinn«, der über schlichte »Bedeutsamkeit« weit hinaus gehe und über die »Ideen« der Zeitgenossen tatsächlich aus dem historischen Material erschlossen werden könne. Diese Wendung gegen Hegels spekulative Geschichtsphilosophie besaß durchaus eine kritische Spitze und leugnete nicht den prinzipiell konstruktivistischen Charakter der Geschichtswissenschaft; man kann Rankes berühmtes Diktum durchaus so lesen, dass er zeigen wollte, »wie es *eigentlich* gewesen«. Ein überlegener »Wahrheits«-Anspruch verband sich damit natürlich ohne Zweifel (vgl. Jordan 1999: 156ff.).

Leicht lassen sich in der Geschichtstheorie des *Historismus* fünf Axiome ausmachen, die auseinander hergeleitet, also letztlich ausschließlich durch *wechselseitige Bezüge* begründet wurden und nicht durch unabhängige theoretische Grundlegungen: *Erstens* war mit dem Topos der »Einheit der Geschichte« ein emphatisches Menschenbild verbunden, das die Größe des Menschen nach seiner Fähigkeit bemaß, sich kreativ mit den Verhältnissen auseinander zu setzen (vgl. Schieder 1968: 18f., 20). Was wir heute als das Problem der Beziehung zwischen der »agency« der handelnden Personen und den gesellschaftlichen »Strukturen« diskutieren, erschien dem *Historismus* als das historische Drama der menschlichen Existenz schlechthin, das nur »große« Persönlichkeiten für die Menschheit beispielhaft zu bewältigen vermochten. Sie »machten Geschichte« als Träger und Tradierer »großer Ideen« und sorgten auf diesem Wege dafür, dass dem »Sinn« der Geschichte Geltung verschafft wurde.

Zweitens entsprach diesem Korrespondenzverhältnis zwischen »großer« Persönlichkeit und historischem »Geist« die Identifikation von »Individualität« und »Allgemeinem«. »Historische Individuen« wurden analog den »Persönlichkeiten« zu irreduziblen Einheiten der Geschichtsdarstellung, seien es nun in der Tat Personen oder aber Ideenkomplexe, religiöse »Parteien« oder

»Nationen«. Zugleich verkörperten sie in ihrer Prägekraft für ganze Zivilisationen das »Allgemeine« im historischen Prozess. Die postulierte »Einheit der Geschichte« übersetzte sich somit in einen gerichteten Verlauf, der als Abfolge von »Individualitäten« gedacht war, welche durch »Kontinuität« und »Entwicklung« miteinander verbunden waren. Weil die Geschichte ein einheitlicher Entwicklungsgang war, konnte man das »Allgemeine« im »Individuellen« zu finden hoffen, und deshalb suchte man den »Sinn« der Geschichte im zeitlichen Wandel (vgl. Koselleck 1984, 2000b). Nur durch diese normative Verknüpfung konnte der *Historismus* die daraus resultierende Spannung zwischen dem ereignishaften, auch kontingenten, in jedem Fall intentionalen Charakter der Geschichte und dem ihr unausgesprochen unterliegenden genetischen Evolutionsgedanken aushalten.

Wenn das »Allgemeine« aus einer Abfolge geschichtsmächtiger »Individuen« bestand, musste man sich *drittens* der Vermittlungsproblematik zwischen der Mikro- und der Makrodimension von Geschichte ebenso wenig stellen wie der Frage nach den zulässigen Formen historischer Generalisierung. »Historische Größe« besaß ihre konkrete geschichtliche Zeit, aber keinen beschränkten Ort; sie war allein durch ihr Hereintreten in den überlieferten historischen Prozess das Makrophänomen, die »allgemeine Geschichte«, schlechthin; und gerade ihre individuelle Darstellung war die einzige Form der Generalisierung, die für eine so verstandene Geschichtswissenschaft zulässig war. Trotzdem blieb eine auf diesem theoretischen Wege nicht auszuräumende Spannung zwischen »Individualität« und »Generalisierung« bestehen, die mit der Spannung zwischen »Ereignis« und »Evolution« identisch war. Nur in den Zeiten einer optimistischen Geschichtsbetrachtung ließ sich die Einheit von »Individuum« und »Entwicklung« glaubhaft beschwören; kam diese Fortschrittseuphorie abhanden, wurde der *Historismus*, wie es in seiner Krise gegen Ende des 19. Jahrhunderts tatsächlich geschah, auf Werterelativismus und Quellenpositivismus zurückgeworfen (vgl. Mergel/Welskopp 1997: 9–35, bes. 12f.).

Viertens erschien Geschichte zwar als ausschließlich von Menschen gemachter, aber unwiderruflich »vergangener«, nicht direkt zugänglicher Prozess, den der Historiker nicht einfach »ablesen« konnte, sondern den er »verstehend« konstruieren musste (vgl. Droysen 1977: 218). Allein die »Kontinuitätsvoraussetzung« der »Seelenverwandtschaft« zwischen Historiker und historischer Persönlichkeit schien den Wahrheitsanspruch der Geschichte zu begründen; allein das »Zeigen« am Material in der Form authentizitätsbemühter Erzählung sicherte historischen Aussagen Geltung. Die vermeintliche Lösung des erkenntnistheoretischen Grundproblems der Geschichtswis-

senschaft war somit eine methodologische Wendung zu einer »Hermeneutik der Nähe«. Und diese »historische Methode«, wie sie nun mit großer Ausstrahlungskraft bis heute genannt wird, erfuhr noch eine technisch-philologische Zuspitzung. Die so genannte neonarrativistische Kritik Hayden Whites und Frank Ankersmits hat die Geschichtswissenschaft nicht zuletzt deswegen so verunsichert, weil sie eindrucksvoll demonstriert hat, dass die »Wahrheit« historischer Aussagen durch *Quellenkritik* allein nicht bestimmt werden kann, man in der Tradition des Faches für das, was ihre Geltungssicherung ausmachen sollte, jedoch keinen Begriff besaß (vgl. Ankersmit 1999: 337–359).

Mit der methodologischen Verkürzung des historischen Erkenntnisproblems war *fünftens* schließlich die Objektivitätsproblematik verbunden. Schon in der *Aufklärungshistorie* hatte man den »Sehepunkt« des Historikers als entscheidend für die historiographische Perspektive entdeckt; an die Stelle der Vernunftemphase als Korrektiv setzte der *Historismus* freilich ein romantisches Authentizitätsideal. Weit entfernt davon, eine, wie Droysen abfällig sagte, »eunuchische« Wertfreiheit zu postulieren, steht der *Historismus* für eine leidenschaftliche Parteinahme – für die »historische Wahrheit« (vgl. Droysen 1977: 238; Jordan 1999: 157f.). Das theoretisch motivierte Vertrauen, seine normativen Bezugspunkte im historischen Material tatsächlich bestätigt und gerechtfertigt zu finden, veranlasste Ranke zu dem freilich leicht positivistisch misszudeutenden Wunsch, sein »Selbst gleichsam auszulöschen«. Mit der »richtigen« Auslegung der Quellen sollte die Einheit von »Erzählung«, »Norm« und »Theorie« hergestellt werden, als Kulminationspunkt narrativer historischer Darstellung, an dem zuweilen, laut Ranke, »die Hand Gottes« spürbar war. Dass diese idealistische Gratwanderung zwischen Parteinahme und Intersubjektivität in der Folgezeit weite Pendelausschläge zwischen offener Parteilichkeit im Sinne von Treitschke und der versteckten Apologetik des Werterelativismus auslöste, zeigt die ganze Brüchigkeit der zu Grunde liegenden erkenntnistheoretischen Annahmen.

Nicht Theorieabstinenz, sondern ein besonders rigides theoretisches Gerüst mit zahlreichen Widersprüchen kennzeichnete die Durchsetzungsphase der Historie als Wissenschaft. Aber die Routine der »Normalwissenschaft«, politische Legitimationszwänge und das Schwinden des Geschichtsoptimismus sorgten nunmehr für eine tatsächlich fortschreitende »Enttheoretisierung« der Geschichtswissenschaft. Zwar wurden die strittigen Fragen weiter debattiert, doch verlagerte sich die Diskussion in Foren außerhalb der engeren Fachwissenschaft. Die gesellschaftstheoretischen Probleme griff die

aufstrebende Soziologie auf, ohne weiter über die Natur des geschichtlichen Prozesses nachzudenken; eine erneuerte sozialtheoretische Grundlegung auf hermeneutischer Basis erfolgte durch die Lebensphilosophie, nicht die Geschichtswissenschaft; und die erkenntnistheoretische Debatte wurde in der analytischen Geschichtsphilosophie fortgesetzt. Fraglos bewegte sich die Historiographie weiterhin in den durch den *Historismus* vorgezeichneten Bahnen. Das geschah jedoch auf der Basis eines unhinterfragten »common sense« im Fach, der nicht mehr fähig oder auch nur willens war, seine theoretischen Grundlagen noch zu begründen. Die Diskurse, die die Nachbarwissenschaften über die »Geschichte« führten, nahm man nur mehr periodisch und äußerst ängstlich wahr, wenn der Historie wieder einmal der Status einer Wissenschaft gänzlich abgesprochen werden sollte.

2 Geschichtstheorie und »Historische Sozialwissenschaft«

Mit dem Aufstieg der so genannten »kritischen Sozialgeschichte« in den 1960er- und 1970er-Jahren schien sich das Verhältnis der Geschichtswissenschaft zu Theoriefragen grundlegend zu ändern. Nunmehr wurde offen die »Theoriebedürftigkeit der Geschichte« eingeklagt (vgl. Koselleck 2000a: 298–316). Nach langer Durststrecke führte man wieder Theoriendebatten innerhalb des Fachs und schaltete sich auch in die Diskurse der Nachbarwissenschaften ein.¹ Der Ruf nach »mehr Theorie« gründete sich auf die strukturanalytische Wende, mit der die Sozialgeschichte, die sich in Teilen programmatisch »Historische Sozialwissenschaft« nannte, auf eine »Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus« abzielte (vgl. Mommsen 1971). Was exakt unter »Theorie« in der Geschichte zu verstehen war, blieb dabei freilich eigentümlich locker definiert – als

explizite ... und konsistente ... Begriffs- und Kategoriensysteme, die der Erschließung und Erklärung von bestimmten historischen Phänomenen und Quel-

¹ Exemplarisch hierfür sind die zwischen 1977 und 1990 erschienenen Bände der Reihe *Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik* (München: DTV): Bd. 1: Wolfgang J. Mommsen/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Objektivität und Parteilichkeit*, 1977; Bd. 2: Karl-Georg Faber/Christian Meier (Hrsg.), *Historische Prozesse*, 1978; Bd. 3: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hrsg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, 1979; Bd. 4: Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Formen der Geschichtsschreibung*, 1982; Bd. 5: Christian Meier/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Historische Methode*, 1988; Bd. 6: Karl Acham/Winfried Schulze (Hrsg.), *Teil und Ganzes*, 1990.

len dienen, aber nicht hinreichend aus den Quellen abgeleitet werden können. (Kocka 1975: 9)

Auch zwischen den erkenntnis-, sozial- und gesellschaftstheoretischen Dimensionen jeder »Theorie« wurde nicht präzise unterschieden. Das erkenntnistheoretische Problem erfuhr eine Zuspitzung auf die antihermeneutische und methodologische Wendung *politischer Ideologiekritik*. Diese methodologische Wendung bedingte die Verlagerung auf die Strukturanalyse und nahm zugleich auch eine *sozialtheoretische* Grundsatzentscheidung – mit der eindeutigen Privilegierung der »Struktur« gegenüber dem »Akteur« – vorweg. Und das wiederum bedeutete, dass gesellschaftstheoretische Elemente in der »Historischen Sozialwissenschaft« primär in der Form modellhafter *makrostruktureller Zusammenhänge* Eingang fanden. In allen drei Hinsichten lässt sich vereinfachend sagen, dass »Theorie« auf den Bedeutungsgehalt von »Struktur« verengt wurde. »Theorie« in diesem Sinne bezog sich auf die den historischen Zeitgenossen zumeist unzugängliche Darstellung struktureller Beziehungen ausdrücklich mit den Mitteln einer distanzierten und abstrakten modernen Begrifflichkeit.

In der Folgezeit konzentrierte sich die Theoriendebatte in der Sozialgeschichte nicht länger auf die Frage nach der Theoriefähigkeit und dem Theoriegehalt der Geschichte, sondern sie verlagerte sich weitgehend auf die Frage nach den *zulässigen Modi der »Theorieverwendung«* in der Geschichtswissenschaft. »Theorien« sollten gesellschaftliche Teilbereiche miteinander verknüpfen, Probleme selektieren, zu neuen Periodisierungen führen und die Hypothesenbildung anleiten – man hielt sie aber explizit auf Distanz zur »eigentlichen historischen« Darstellung, die auch die von solcherart theoretischen Erklärungsmustern nicht erfassten Restgrößen – dann ganz in der historistischen Tradition – berücksichtigen müsse. Und obwohl man in der Frühphase ausdrücklich nach einer »eigenen kritisch-reflektierten Begrifflichkeit und Theoriebildung« gerufen hatte, wurde die Frage nach der adäquaten »Theorieverwendung« zunehmend mit der Forderung nach »Entlehnung« von Theorien aus den »systematischen« Nachbarwissenschaften und nach einem strikt »instrumentellen Theoriegebrauch« beantwortet (Abelshäuser et al. 1975). In der aller abstrakten Begrifflichkeit zum Trotz aufrechterhaltenen Vorstellung einer grundsätzlichen Trennung und Nichtkorrespondenz zwischen »Theorie« und »Historie« schien das ältere historistische Axiom der besonderen Identität und authentischen Dignität der »Geschichte« unvermittelt – und unreflektiert – wieder auf. Nach der demonstrativen Annäherung an die Sozialwissenschaften, die nur kurz in

Verschmelzungsperspektiven gipfelte, beschwor man schnell wieder die Eigenständigkeit als Fachwissenschaft – aber auf welcher theoretischen Grundlage, blieb offen (vgl. Kocka: 1986, bes. Kap. III).

Der vorübergehend enge Kontakt zu den Nachbarwissenschaften wurde nicht zuletzt dadurch erleichtert, dass dort zu gleicher Zeit ein bestimmter Typus von Theorie vorherrschte, der den Anforderungen, die die Sozialgeschichte an den Modellimport stellte, sehr weitgehend entsprach: Es handelte sich um in die Geschichte zurückprojizierbare makrotheoretische Verlaufskonzepte, die von ihrer Konstruktion und ihrer Deutungsstrategie her, wie Hansjörg Siegenthaler geschrieben hat, »Vorgriff[e] auf eine abstrakte Beschreibung historischer Tatbestände« waren. Sie beschrieben modellhaft singuläre Verläufe auf der Makroebene der Gesellschaft. Mit der Makrofixierung blieb die »Einheit der Geschichte«, die auch bei der Sozialgeschichte durch die politische Dimension zusammengehalten wurde, gewahrt. Ihre Verlaufskonstruktion machte sie mit dem evolutionären Entwicklungsgedanken kompatibel, den die Sozialgeschichte mit ihrem Insistieren auf dem »Wandel in der Zeit« damit fortschrieb. Auch die historisch-anthropologische Privilegierung gleichsam voranalytisch wirksamer Triebkräfte der Geschichte teilte man mit dem *Historismus* – nur waren es jetzt nicht »Ideen«, sondern ungleichmäßige sozioökonomische Prozesse, die den Wandel in Gang hielten. Im Vergleich der modellhaften »Vorgriffe« mit den aus dem historischen Material erarbeiteten »singulären« Verläufen wurde die empirische Verifikation – ein Grundpostulat des *Historismus* – ermöglicht und zugleich eine abstrakte Beschreibung mit der »eigentlichen historischen« Darstellung einer Abfolge singulärer Abweichungen vom Modell zu einer zusammenhängenden Geschichtsnarration, zu einer »allgemeinen Geschichte«, zusammengeführt (vgl. Welskopp 1993: 191–237). Die »historische Eigentlichkeit« der Geschichte blieb in der *Gegenüberstellung* von Modellverlauf und empirischem Verlauf erhalten. Der »instrumentelle Theoriegebrauch« schloss die interessante Frage nach den Folgen der empirischen Befunde für das Ausgangsmodell geradezu aus; die beschworene »Instrumentalität« der Theorien rechtfertigte nicht nur den seither ausdrücklich verfochtenen Eklektizismus der Sozialgeschichte, sondern nährte eine wachsende »Theorieindifferenz«:

Theorie als Vorgriff auf abstrakte Beschreibung historischer Tatbestände ist immer historische Theorie, die man leichten Herzens und verlustlos preisgibt, sobald sich die Beschreibung selber dem Vorgriff entzieht. Sie steuert Lernprozesse, die Erhebung und die Klassifikation von Daten, die Bestimmung von Relationen, in denen sich die Daten befinden. Sie wird durchaus entbehrlich, wenn die

Daten vorliegen und in ihren Relationen bestimmt sind. Sie schmiegt sich ihrem jeweiligen Gegenstand an, wie ein Fitness-Dress sich dem Körper anschmiegt. Im Grunde bemüht sie sich um präzise Anpassung an singuläre Tatbestände und macht sich damit selber zum singulären Tatbestand, auch wenn dabei die Hoffnung durchaus mitschwingt, man treffe auf ein und denselben singulären Tatbestand immer wieder. (Siegenthaler 1999: 280)

Diese Form der »Theorieverwendung« in der Geschichtswissenschaft führte zu einem In- und Nebeneinander dreier Generalisierungsformen, deren Verhältnis zueinander und deren theoretischer Status freilich prekär und implizit blieben: *Erstens* rückte die Modernisierungstheorie nach einer nur kurzen, initialen Phase ihrer kritischen Diskussion trotz benennbarer – und benannter – Defizite auf den Rang einer historischen Globaldeutung vor, die seither nicht mehr grundsätzlich problematisiert wurde (vgl. Lorenz 2000: 229–262, bes. 229; Wehler 1975). Die Modernisierungstheorie spielte eher die Rolle einer hintergründigen »Meistererzählung« als die eines kritisch reflektierten theoretischen Bezugsrahmens (vgl. Mergel 1997: 203–232). Das gilt auch für ihre methodologisch gewendete Max Weber'sche Variante, deren handlungstheoretische Fundierung man lange Zeit schlicht ignorierte. Die Modernisierungstheorie bildete die nicht mehr falsifizierbare Hintergrundfolie für die Darstellung singulärer Abweichungen und somit gemeinsam mit dieser das narrative Gerüst der These vom »deutschen Sonderweg«, der in alter historistischer Tradition Generalisierung und »Individualität« zugleich repräsentierte.

Auf der Basis der Modernisierungstheorie formulierte man *zweitens* für Teilbereiche der Gesellschaft und die Beziehungen zwischen ihnen konkretere modellhafte Verläufe. Wie diese waren sie mit einem offenen Ende konzipiert, sodass ihre historische Verifikation immer nur Befunde des »mehr« oder »weniger« zuließ, den Zugriff auf qualitative Umschwünge aber verwehrte. Da qualitative Veränderungen – etwa Systemwechsel – damit theoretisch nicht erklärt werden konnten, begrenzte man schlicht den zeitlichen Geltungsanspruch dieser Konzepte auf den Lebenszyklus des betrachteten Phänomens. Theorien etwa des »Sozialimperialismus«, des »organisierten Kapitalismus« oder der »Klassenbildung« wurden auf diese Weise als »Theorien mittlerer Reichweite« eingeführt, obwohl sie eigentlich modellhafte Beschreibungen kürzerer Zeiträume waren. Mit dieser Einschränkung des Geltungsbereichs immunisierte man diese theoretischen Ansätze gegen jede Kritik aus einer theoretischen Perspektive. Man verließ im Grunde recht eigentlich das Gebiet der theoretischen Diskussion, da es sich nur noch um Modelle handelte, die sich auf ein einziges Phänomen bezogen.

Die Frage der Adäquatheit des Modells erschöpfte sich in Messungen des Abstandes zwischen Modell und historischem Verlauf, die nur Aussagen über ein »mehr« oder »weniger« zuließen, nicht aber die Frage beantworteten, ob das Modell tauglich war oder nicht. Die eingestandene Tatsache etwa, dass sich das »Klassenbildungstheorem« auf die Gesellschaften des 21. Jahrhunderts nicht mehr adäquat anwenden lässt, hat dazu geführt, seinen zeitlichen Geltungsanspruch auf die Zeit zwischen 1850 und 1950 zu verkürzen. Dies hat aber nicht die nahe liegende Frage aufgeworfen, ob es überhaupt auch die Vorgänge im 19. Jahrhundert adäquat beschrieben hat oder welche Kategorie denn heute an seine Stelle treten müsste. Während die Modernisierungstheorie also quasi die evolutionäre Perspektive des *Historismus* fortschrieb, standen die Konzepte »mittlerer Reichweite« für eine entsprechende Abfolge von »Strukturindividualitäten«.

Drittens schließlich hat die Sozialgeschichte mit ihrer Forderung nach dem historischen Vergleich tatsächlich an der Subversion eines der historistischen Grundpostulate, nämlich der »Einheit der Geschichte«, mitgewirkt. Der Vergleich bricht die nationalgeschichtliche Perspektive auf; er tendiert zumindest dazu, seine Gegenstände aus ihrem Kontext zu lösen und sie als »Fälle« einander gegenüberzustellen. Mit dem Vergleich kommen abgrenzbare »Räume« ins Spiel. Es ergeben sich andere Generalisierungsdimensionen als die Makroebene der nationalstaatlich verfassten Gesellschaft. Aber dass es sich hierbei um die Fernwirkung einer vorbewussten Subversion und nicht um eine theoretisch reflektierte Umsteuerung handelte, zeigt die Frühgeschichte des Vergleichs in der »Historischen Sozialwissenschaft«. Sie war nämlich geprägt von komparativen Analysen meist zweier Vergleichspartner, die nach wie vor den Nationalstaat als Maßeinheit wählten und mit der privilegierten Herausarbeitung der Unterschiede erneut Struktur- und Prozessindividualitäten reproduzierten.

Gerade in der Komparatistik sind die vergleichende Geschichtswissenschaft und eine komparative historische Makrosoziologie nahe aneinandergerückt (vgl. Tilly 1984). Aber sie unterscheiden sich bei näherem Hinsehen doch auf eine charakteristische Weise. Während die Makrosoziologie wenig Skrupel hat, ihre Gegenstände scharf zu isolieren, in großer Zahl als »Fälle« zu behandeln und unter universalisierende makrosoziologische Theoreme zu subsumieren (vgl. Matthes 1992: 75–99), zieht die historische Komparatistik wenige Vergleichspartner, eine weit stärkere Kontexteinbettung und eine individualisierende Modellbildung vor, die in vielen Themenbereichen lauter »nationale Sonderwege« produziert hat (vgl. Haupt/Kocka 1996: 9–45). Beide Seiten aber tun sich – das zeigen viele auch theoretische Ansprüche

formulierende Programmschriften zum Vergleich – mit der wechselseitigen Vermittlung und Übersetzung dieser Vorgaben oder mit ihrer theoretischen Begründung außerordentlich schwer. Auf beiden Seiten hat sich die Tendenz gezeigt, den komparativen Ansatz *per se* bereits als theoretisch überlegen, ja, als *Ersatz* für die theoretische Anstrengung auszugeben (vgl. Welskopp 1995: 339–367).

Ich habe bisher argumentiert, dass Geschichte als Wissenschaft durchaus theoretisch begründet worden ist, und zwar in einem umfassenden System der »Historik«, das alle Dimensionen und Aspekte *möglicher* Theorie zugleich abdeckte und auseinander herleitete. Damit war auch der Anspruch der Geschichtswissenschaft auf einen eigenständigen, von anderen »Humanwissenschaften« abgegrenzten Status verbunden. Ein solches Selbstverständnis wirkte folgenreich nach, auch als die spezifisch *historistische* Grundlegung der Geschichte obsolet wurde und sich insgesamt ein Trend zur Vermeidung theoretischer Debatten durchsetzte. Werner Conze und Theodor Schieder haben in den 1950er- und 1960er-Jahren mit ihrem Programm der »Strukturgeschichte« ausdrücklich an den »klassischen« *Historismus* angeknüpft, *einerseits* um ihn zeitgemäß weiterzuentwickeln und zu den anderen Sozialwissenschaften anschlussfähig zu machen, *andererseits* aber mit dem klar gesteckten Ziel, eine Identität der Geschichtswissenschaft aufrecht zu erhalten beziehungsweise erneut zu stiften, die ihr eine unverwechselbare Qualität verlieh (Conze 1957; Schieder 1968; Sellin 2001). Die Sozialgeschichte öffnete sich mit ihrer strukturalistischen Wende zwar weit aufgeschlossener gegenüber den »systematischen« Nachbarwissenschaften, aber auch sie transportierte das schwere Gepäck der »Besonderheit« der Geschichtsschreibung weiter, nunmehr ohne das spezifisch »Historische« noch weiter begründen zu können. Zwar wollte man jetzt »Theorien« unbefangen »verwenden«; eine Neubestimmung der Geschichte als Fachwissenschaft und des Status von Theorie in ihr blieb jedoch aus.

Weiterhin betonte man ausdrücklich, dass die Theorien – und Generalisierungen – dort ihre Grenzen fänden, wo das eigentlich »Geschichtliche« angesiedelt war, denn für dieses Residuum des Zufälligen, Menschengemachten, Idiosynkratischen, Ereignishaften, besaß man keine Theorie. Das Problem mit der »Allgemeinheit« der Geschichte schien in der scharfen Debatte um die »Alltagsgeschichte« auf. Der Streit um die vermeintlichen und tatsächlichen Schwächen dieser »Mikrohistorie«, die von der Sozialgeschichte hart attackiert wurden, verdeckte ihr eigenes Unvermögen, die Mikro- und die Makroebene der Analyse miteinander zu vermitteln. »Überindividuelle Strukturen« und »Prozesse« auf der einen, »große Persönlichkeiten« im

historistischen Sinne auf der anderen Seite bewegten sich auf ungeklärte Weise nebeneinander auf einer Ebene, die die gesellschaftliche »Allgemeinheit« quasi selbstverständlich repräsentieren sollte. Neben der »Alltagsgeschichte« irritierten auch die Ansprüche der »Frauen-« und später »Geschlechtergeschichte«, gerade weil sie das unhinterfragte Axiom der »Einheit der Geschichte« mehr implizit als explizit in Frage stellten (vgl. Hausen 1998: 15–55). Der Einbruch des »Poststrukturalismus« und des »linguistic turn« schließlich deckte schonungslos auf, wie brüchig das erkenntnistheoretische Fundament der Sozialgeschichte inzwischen geworden war, seitdem sich die politischen und die methodologischen Fronten im fachinternen Diskurs nicht mehr ohne weiteres deckten. Dagegen wurde eine Integrität der Geschichte als Wissenschaft beschworen, die eine beinahe mythische Qualität angenommen hatte und *wenn* sie begründet werden sollte, in der Regel aus der Geschichte des Fachs, also aus *ihrer Historisierung* abgeleitet wurde.²

3 Geschichtswissenschaft und Theorie jenseits von »Historik« und »Postmoderne«

Um über die Theoriefähigkeit der Geschichtswissenschaft diskutieren zu können, müsste sich das Fach also zuerst einmal erneut über seine Grundlagen verständigen, die sich als vorbewusst tradierte »Metaerzählung« dem analytischen Zugriff lange entzogen haben. Dabei gilt es gerade nicht, zu einer neuen »Historik« vorzustoßen, sondern sich aus den Fesseln einer allzu voraussetzungsreichen ontologischen »Geschichtstheorie« zu befreien. Zu diesem Zweck sind meines Erachtens nach zwei Konzeptionalisierungsschritte nötig: *Erstens* geht es darum, die überkommenen Axiome der Geschichtswissenschaft von ihrem normativen Übersoll zu befreien, um sie somit für die anderen »Humanwissenschaften« anschlussfähig zu machen, sofern diese bereit sind, sich ihrerseits auf eine historische Perspektive einzulassen. *Zweitens* sollte man prüfen, welche Elemente eines »spezifisch historischen« Selbstverständnisses auf welche Weise erhalten werden sollten, um in einem noch zu debattierenden Aufgehen in einer interdisziplinären »Humanwissenschaft« Bewahrenswertes nicht vorschnell preiszugeben.

2 Der Originaltitel von Richard J. Evans *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis* (Frankfurt a.M./New York 1998) lautete bezeichnenderweise »In Defence of History«.

3.1 Theoretische Grundlegungen der Geschichtswissenschaft in interdisziplinärer Perspektive

Dass die Geschichte die Wissenschaft vom Wandel in der Zeit sei, ist eine solche normative Überhöhung. Sie diene oft dazu, den Verzicht auf breiter angelegte Konstellationsanalysen, Systemuntersuchungen, Vergleiche und Beziehungsrekonstruktionen zu rechtfertigen beziehungsweise diese unter Hinweis auf den Primat der Dynamik in der Zeit zu verkürzen. Dabei müsste sich die Geschichtswissenschaft eigentlich ihre Kompetenz für die Analyse von Wandel erst noch erarbeiten; sie müsste erst noch lernen, präzise zwischen verschiedenen Typen und Formen des Wandels zu unterscheiden und die Ursachen und Wirkungen unterschiedlicher, auch gleichzeitig wirkender Dynamiken zu erklären. So müsste sie zum Beispiel ein Instrumentarium entwickeln, mit dem man Wandlungstendenzen innerhalb eines Systems von Systemwandel abgrenzen kann. Mit ihren bisherigen Vorstellungen vom Wandel in der Zeit, die zwischen ereignishafter Kontingenz und evolutionärer Determination pendeln, ist sie für eine solche Aufgabe längst nicht hinreichend gerüstet. Ein Ausweg wäre, sich die »Zeitgeografie« zu erschließen, die Anthony Giddens für seine »Strukturierungstheorie« höchst produktiv nutzbar gemacht hat. Das bedeutet, die untersuchten Phänomene in der Geschichte als räumlich und zeitlich konkret situiert zu beschreiben und zum Beispiel räumliche und zeitliche Erstreckung als *Systemeigenschaften* zu problematisieren. Besaß zum Beispiel das gesellschaftliche System der DDR vielleicht tatsächlich nur ein Integrationspotential für vierzig Jahre? Eine solche Perspektive, die eigentlich für alle »Humanwissenschaften« konstitutiv wäre, nähme der Geschichtswissenschaft einen Gutteil ihrer vermeintlichen »historischen« Spezifik (vgl. Giddens 1988: Kap. 3 u. 413ff.).

Auch Max Weber beharrte auf der Individualität von Kulturphänomenen, ohne freilich Vorstellungen vom »Typischen« und von der Berechtigung nomologischen Wissens in den »Humanwissenschaften« aufzugeben. Wenn historische Phänomene konkret in Raum und Zeit angesiedelt sind, macht bereits das ihre »Geschichtlichkeit« vollständig aus. Ohne Zweifel kann Geschichtswissenschaft typisieren und generalisieren; sie wird nur ihre Gegenstände nicht zu »Fällen« anonymisieren und damit deren Konkretheit und Kontextverwobenheit hinter gesetzesartigen Aussagen verschwinden lassen. Aber diese Perspektive teilt sie eigentlich mit den anderen Wissenschaften von menschlicher Praxis, die im Grunde auch nicht ohne die konstitutive Berücksichtigung der raum-zeitlichen (also: historischen) Dimension auskommen. Die untersuchten historischen Phänomene sind nicht bloße

Anwendungsfälle für eine als eigentlicher Gegenstand interessierende Theorie; sie sind selber der eigentliche Gegenstand der humanwissenschaftlichen Forschung. Daran macht Charles Taylor den Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften fest: »Obwohl die naturwissenschaftliche Theorie auch die Praxis verändert, ist die Praxis, die sie verändert, nicht der Gegenstand der Theorie ... Wir denken sie als eine ›Anwendung‹ der Theorie.« In den Sozialwissenschaften dagegen »ist die Praxis das Objekt der Theorie. Die Theorie auf diesem Gebiet verändert ihr eigenes Objekt« (Giddens 1988: 406).

In den Sozialwissenschaften mag Theorie ebenso ein Zielprodukt sein wie in den Naturwissenschaften. Aber hier werden die empirischen Daten nicht einfach als Rohmaterial für die Theoriebildung nach Gebrauch aussortiert und allenfalls als Appendices mitgeliefert. In den »Humanwissenschaften« strukturiert Theorie die betrachtete soziale Praxis. Jede Darstellung bedarf hier der Rekonstruktion dieser Praxis in einer vom Theorieduktus unterscheidbaren sprachlichen Form, um zum einen die Geltung der Theorie durch Illustration des Zusammenhangs, auf den sie sich bezieht, zu untermauern und zum anderen, um die nun theoretisch strukturierte Praxis als solche zu schildern, weil sie als solche, als Gegenstand, wissenschaftlich interessiert. Dieser »Doppelungsprozess« in der Darstellung ist kein Defekt oder Defizit an »Wissenschaftlichkeit«, der oder das zu eliminieren wäre. Er ist ein an den Gegenstandsbereich gebundener Charakterzug sozialwissenschaftlicher Darstellungen, dem man darstellungspraktisch mehr Aufmerksamkeit schenken sollte.

Für alle »Humanwissenschaften« kommt es darüber hinaus darauf an, sich von der Durkheim'schen Perspektive zu emanzipieren und anzuerkennen, dass es nicht eine »Subjekt-Objekt«-, sondern eine »Subjekt-Subjekt«-Beziehung ist, auf der ihre Generalisierungen basieren.³ Die einzige Differenz, die sich aus einer solchen Perspektive noch zwischen der Geschichtswissenschaft und den anderen Sozialwissenschaften auftun dürfte, ist der höhere Grad idiosynkratischer Beschreibung, die zwar theoriegeleitete, aber »dichtere« Beschreibung, die die Geschichte einsetzt, um ihre Authentizitätsansprüche geltend zu machen.

³ Vgl. Giddens (1988: 405); Emile Durkheim (1999). Die Beziehung zwischen Forscher und Gegenstand in der Geschichtswissenschaft ist eine »Subjekt-Subjekt«-Beziehung, wobei aber berücksichtigt werden muss, dass das »Subjekt« der Beobachtung in einem Geflecht von Bedingungen und Folgen agiert, die es nicht voll kontrollieren kann und die man aus Sicht des Beobachters *deshalb* »objektiv« nennen kann. Ein solcher Objektivitätsbegriff ist freilich nicht überzeitlich und hält eben *nicht* jeden Beobachterwechsel aus.

Paradoxerweise beruft sich die »Historik« gleichermaßen auf die »Offenheit« der Geschichte wie auf ihre »organische« Entwicklung, um sich von den »systematischen« Nachbarwissenschaften abzusetzen. Aber das kann den Verzicht auf eine systematische historische Theoriebildung nicht schlüssig begründen. Dem »historischen« Charakter der Theoriebildung wäre schon – und zwar präziser als in der Semantik der »Historik« – Genüge getan, wenn man *einerseits* kausale Erklärungsmuster für zeitliche Erstreckung, Interferenzen, intervenierende Faktoren und wechselnde Kontingenzspielräume öffnete, das heißt auf der Basis einer »Kontingenzkausalität« operierte, und *andererseits* die Beeinflussung von Kontingenzspielräumen durch vorgelagerte Entscheidungen in Rechnung stellte. »Kontingenzkausalität« und »Pfadabhängigkeit« sind zentrale Kategorien, mit der die »Neue Institutionenökonomie« zurzeit ihre historische Perspektive wiedergewinnt; es handelt sich also auch hier um Bedingungen historischer Theoriebildung, die sich nicht nur der Geschichtswissenschaft, sondern allen Wissenschaften von menschlicher Praxis stellen. Historische Theoriebildung müsste also darauf abzielen, Räume »objektiver Möglichkeiten« auszumessen, innerhalb derer dann konkrete historische Verläufe auf ihre »adäquate Verursachung« hin zu untersuchen wären. Dass solche Ursachenanalysen häufig nur in der Form theoriegeleiteter Beschreibungen möglich sind beziehungsweise als »analytische Erzählungen«, hat Max Weber bereits antizipiert (vgl. Weber 1988: 266–290).

Die »Einheit der Geschichte« verkörpert die Hypostasierung des Verhältnisses zwischen dem Ich-Individuum der Neuzeit und seiner Vergesellschaftung im Nationalstaat. Dahinter verbirgt sich das Problem, das ein »methodologischer Individualismus« damit hat, zu so etwas wie der »Allgemeinheit« der Geschichte aufzusteigen. Das berührt *auf der einen Seite* die Beziehung zwischen »Akteur« und »Struktur« und *auf der anderen Seite* die Vermittlung zwischen der Mikro- und der Makroebene der Gesellschaft. Die »praxeologischen« Ansätze Max Webers, Anthony Giddens', Pierre Bourdieu und anderer liefern das adäquate Rüstzeug, um einerseits den »Akteur« aufzuwerten, ohne ihn sogleich zu einem neuen »Heros« der Geschichte zu stilisieren, und andererseits die gesellschaftliche Funktion von »Strukturen« angemessen zu beleuchten, ohne sie zugleich zu verdinglichen (Reckwitz 1997, 2000). Dass es in der Geschichte um die soziale Praxis handelnder Akteure geht, ist damit sozialtheoretisch schlüssig umgesetzt (vgl. Welskopp 2001: 99–119). Allerdings wäre damit dem Ringen der Persönlichkeiten mit den Verhältnissen einiges von dem Dramatischen und Elitären genommen, das der *Historismus* beschworen hatte, um die Identität

der Geschichtswissenschaft gegen die spekulative Geschichtsphilosophie in ihr Recht zu setzen. Menschliche Praxis spielt sich immer nur in Mikrokontexten unter der »Anwesenheit« konkreter Akteure ab. Zugleich will die Geschichtswissenschaft jedoch zu Aussagen über das »große Ganze« gelangen, das, wenn auch nicht der einheitliche Geschichtsprozess selber, die Ebene historischer Gesellschaften einschließlich ihrer politischen Verfasstheiten ist. Es sind letztlich Institutionen, die die Mikrokontexte zu gesellschaftlichen Systemen vernetzen. Eine sozialtheoretische Perspektive, die eine Analyse von Institutionen anvisiert, die wiederum als soziale Handlungsfelder konzipiert sind, in denen sich kompetente Akteure bewegen, kann die Mikroebene sozialen Handelns mit der Makroebene institutionellen Handelns sinnvoll verknüpfen (vgl. Welskopp 1994: 48–106). Die Geschichte ist in diesem Zusammenhang auf Konzepte verwiesen, die wie ein »Zoom-Objektiv« zwischen Mikro- und Makroperspektive hin- und herzuschalten erlauben, um plausible und authentische Beschreibungen zu ermöglichen. Aber das gilt sicher auch für die Soziologie, für die Ethnologie und für andere »Humanwissenschaften«.

Der Scheingegensatz zwischen »Verstehen« und »Erklären«, der um die Wende zum 20. Jahrhundert noch einmal mit hermeneutischer Autorität zementiert worden war, hat sich auch in der Sozialgeschichte erhalten, deren strukturanalytischer Ansatz die externalistische »Erklärungs«-Perspektive gegenüber einem als irrational einfühlend definierten »Verstehen« klar privilegierte. Doch hatte sich bereits Max Weber gegen eine solche Gegenüberstellung vehement gewehrt. In seinem Gefolge kann man geschichtswissenschaftliche Forschung heute als Interpretationsvorgang beschreiben, der sich auf Phänomene bezieht, zu denen sich die Zeitgenossen ihrerseits interpretierend verhielten. Ein solcher erkenntnistheoretischer Ansatz, der Anthony Giddens' Vorstellung von der »doppelten Hermeneutik« verpflichtet ist, ist kein Spezifikum der Geschichtswissenschaft. Aus einer solchen Perspektive haben nomologisches Wissen und Theoriebildung ohne weiteres eine zentrale Funktion. Man muss sich nur über den stets vorläufigen, reversiblen, »weichen« Charakter einer Modellbildung Rechenschaft ablegen, die auf soziale Strukturen, auf Beziehungen zwischen menschlichen Akteuren zugreift, welche immer nur Gefüge von Regeln und Ressourcen sind, auf die die Beteiligten interpretierend und modifizierend einwirken (vgl. Welskopp 1998: 132–168). Alle Strukturzusammenhänge müssen deshalb quasi durch das Bewusstsein der Beteiligten hindurch verfolgt werden, auch wenn dafür mehrfache und differenzierte Übersetzungsleistungen und Dechiffrierdurchgänge nötig werden. Funktionale und kausale Aussagen in der Geschichts-

wissenschaft sind legitim und möglich, insofern sie sich auf die Beziehungsnetzwerke zwischen handelnden Personen und Institutionen beziehen und sich deshalb in der beobachteten Praxis der Akteure mit konkreten Vorgängen plausibel verknüpfen lassen müssen. Solche historischen Generalisierungen verlaufen analog zu den Beständen an Struktur- und Regelwissen, die den Akteuren als »Alltagskompetenz« immer schon zur Verfügung stehen. Sie stellen quasi deren Systematisierungen aus einer Beobachterperspektive dar, die es, anders als den Zeitgenossen, erlaubt, Kenntnisse über Handlungsbedingungen und nichtintendierte Handlungsfolgen zu integrieren, die man nur retrospektiv gewinnen kann. Systematisches Strukturwissen über vergangene Gesellschaften erwirbt die Geschichte durch Generalisierungen, die die Bedingungen und Eigenschaften menschengemachter Verhältnisse berücksichtigen und ihre Geltung daher sowohl im Anschluss an die gegenwärtige wie auch an die vergangene Praxis nachweisen müssen. Historische Theoriebildung zieht somit quasi die generalisierungsfähige »Quintessenz« aus historischen Analysen, und theoretische Konzepte fungieren umgekehrt zugleich als strukturierende Kerne geschichtlicher Darstellungen. Theoriehaltigkeit kann dabei erreicht werden, auch ohne diese durch ein abschreckendes Übermaß an Theoriejargon zu überlasten.

Schließlich hat man die »Wissenschaftlichkeit« der Geschichte gerade mit dem Hinweis auf die diskursive Konstruiertheit ihrer Gegenstände in Zweifel gezogen. In der Tat gibt es keinen direkten Zugang zu einer wie auch immer gearteten »historischen Realität«. Und es scheint zumindest der Fall zu sein, dass sich die Objekte der historischen Forschung dem analytischen Zugriff stärker entziehen als Phänomene in anderen Bereichen. Geschichte ist in jeder Beziehung »vergangen«, irreversibel, flüchtig. Der Widerspruch der Zeitgenossen etwa ist in der Geschichte nur selten ein verfügbares Korrektiv, und Zeitgenossenschaft wirft erkenntnistheoretische Probleme eigener Art auf. Aber auf der anderen Seite bedeutet »Konstruktion« nicht zwingend »Erfindung« und »literarische Darstellungsform« nicht automatisch »Fiktion« (vgl. Hacking 1999). Zudem hat die »Textanalogie« den Poststrukturalismus dazu verführt, das Konstruktionsproblem auf das Verhältnis des Forschers zu seinem Gegenstand zu verengen. Vom Standpunkt der »doppelten Hermeneutik« lässt sich argumentieren, dass jede menschliche Deutung ihres sozialen Kontextes ein Akt der Konstruktion ist. Auf dieser Basis systematisiert der Historiker in seiner Vergangenheitskonstruktion nur, was die historischen Zeitgenossen als Deutung der sie umgebenden Realität ihrerseits konstruierten – und zwar in »realistischer Absicht«, um »weitermachen«, adäquat handeln zu können. Geschichte erstellt

somit Beschreibungen vergangenen Geschehens, die nicht mit der verlorenen »historischen Realität« identisch sind, aber von heutiger Perspektive aus beanspruchen können, »historisch wahr« zu sein. »Historische Wahrheit« ist eine vorläufig als plausibel geltende Beschreibung und Deutung vergangener gesellschaftlicher Verhältnisse – und damit eine *Gegenwartskategorie*. Auch wenn diese Beschreibung in »realistischer Absicht« erfolgt, wie es in der geschichtswissenschaftlichen Arbeit in der Regel geschieht, bleibt sie an die auch normativen Erkenntnis- und Diskussionsbedingungen der Gegenwart gebunden und deshalb jederzeit angreif- und revidierbar.

Geschichtswissenschaft ist nicht die einzige Art, sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen. Sie sollte auch nicht auf einzelne Formen, Genres und Methodologien eingeschränkt werden. Ihr Charakter als »Wissenschaft« lässt sich nicht in binären Kategorien bestimmen. Aber gegenüber anderen Formen: der Erinnerung, dem »kollektiven Gedächtnis«, der Parabel, der Fabel oder dem Mythos zeichnet sich Geschichtswissenschaft dadurch aus, dass sie auf ihre Grundlagen und Geltungsgründe laufend reflektiert und dies auch diskursiv tut. Anders als die anderen Formen der »Vergangenheitsarbeit« bezieht sie auch das »Wahrheitsproblem« in diese beständige Selbstreflexion ein, die Revisionen geradezu herausfordert.

Gegenüber der These Hayden Whites, Geschichte vermittele ihre Deutungen eher über die literarischen Formen, in die sie sich einpasst, als über eine chimarische »Wissenschaftlichkeit«, lässt sich schließlich ein drittes Argument anführen, das auf einer prinzipiellen Unterscheidbarkeit von Texten, die sich »Geschichte« nennen, und Texten, die aus ihrem fiktiven Charakter keinen Hehl machen, beharrt. Dieses Argument, ich folge hier Lucian Hölscher, setzt wieder am Subjektcharakter der Akteure an. Diese richten an die beiden Textsorten verschiedenartige Erwartungen. Da sich menschliche Akteure jeweils nur in einem Interaktionszusammenhang und Bewusstseinszustand zur gleichen Zeit bewegen können, der real ist (Gegenwart), können sie andere »reale« Interaktionszusammenhänge und Bewusstseinszustände »gegenwärtig« nur dann als »real« anerkennen, wenn sie auf einer chronologischen Schiene als vergangen oder als zukünftig verortet werden. Die Akteure verleihen damit »Geschichte« in ihrem »Zeitmanagement des Bewusstseins« selber einen »realistischen Anspruch«, den andere Textsorten nicht erfüllen können. Da dies diskursiv erfolgt, also gerade auch »Realitätserwartungen« Dritter erfüllt werden müssen, werden die Grenzen von Phantasien und Legenden in der Regel rasch sichtbar, obwohl diese Verankerung eines »realistischen Geschichtssinns« im Bewusstsein noch keinerlei Ge-

währ dafür leistet und auch leisten kann, dass die Realitätsansprüche erfüllt werden oder zumindest als erfüllt gelten können (Hölscher 2000: 39–70).

3.2 Geschichtswissenschaft und Theoriebildung

Hermann Lübbe hat der Geschichte jede Fähigkeit zur eigenen Theoriebildung abgesprochen. Ihr Spezifikum sei, Geschichten über Ereignisfolgen zu erzählen, über die sich sagen lasse, »man könne sie nur historisch erklären«. Solche Geschichten beschrieben »Prozesse der Umbildung von Systemen unter Ereignisbedingungen, die sich zum ursprünglichen Funktionalismus der Systeme, mit Folgen für diese, kontingent verhalten« (Lübbe 1979: 65–84, bes. 72). Eine Geschichte könne man nur erzählen, nicht aber eine Regelmäßigkeit aus ihr ableiten, die man zum Baustein einer Theorie machen könne:

Eine Geschichte ist, im Unterschied zu Ereignis- oder Zustandsabfolgen, deren Regel wir kennen, eine Geschichte wegen der unableitbaren und nicht vorhersehbaren Folge von Ereignissen und Zustandsänderungen, die jeweils für sich, nach Maßen unseres Kenntnisstandes erklärbar, in ihrer Reihe [aber] keiner eruierbaren Regel, vielmehr kontingent aufeinander folgen, indem das Prinzip ihrer Reihung nicht eine solche Regel, sondern der Gesichtspunkt ihrer jeweils für sich erklärbaren Wirkung auf das System ist, um dessen Geschichte es sich handelt und in Relation zu dessen Funktionalismus ihr Eintritt wiederum kontingent erfolgt. (Lübbe 1979: 78f.)

Es könne keine »Theorie der Geschichte« geben, weil

die Geschichte, wie jede Geschichte, eine Folge von Änderungen des Referenzsubjekts ihrer Historie ist, die sich in theoretisch erklärbarer Konsequenz von Ereignissen oder Zustandsänderungen ergeben, deren Reihung gerade nicht dem Prinzip einer bekannten oder vermuteten Regel, sondern dem Gesichtspunkt der Relevanz gehorcht, die sie für das Referenzsubjekt der Historie haben. (Lübbe 1979: 79)

Geschichte interessiere sich, anders als andere Sozialwissenschaften, für kontingente Ereignisreihen, die in sich nicht regelhaft seien, sondern nach Maßgabe ihrer Bedeutung für das Objekt der Analyse ausgewählt und zusammengestellt werden. Daher könne man zwar Theorien benutzen, um Geschichten zu erschließen; diese wiederum seien aber nur zu erzählen und ihrerseits nicht theoriefähig.

Aus dieser Prämisse ergeben sich Argumente für eine bestimmte Spezifik des Umgangs mit historischem Material, nicht aber zwingend Schlussfolgerungen, die der Geschichte jede Fähigkeit zur Theoriebildung absprechen. Es ist nämlich mit guten Gründen zu bestreiten, dass die Geschichtswissenschaft nur solche »Geschichten« erzählt, die regellose Kontingenz zum Prinzip ihres Zusammenhalts machen. Jede Geschichte, die erklären und Schlüsse ziehen will, welche über den Geltungsbereich des einzelnen Falls hinausgehen, wird gerade auch Beschreibungen von Systemfunktionalität zu ihrem Thema machen und Verläufe nachzeichnen, die uns sowohl in ihrem, wie Max Weber sagte, »So-und-nicht-anders-Gewordensein« als auch in ihrer Regelmäßigkeit interessieren. Eine solche strukturierte Praxis ist das »Baumaterial« jeder Theoriebildung schlechthin, die sich auf soziale Zusammenhänge bezieht. Darüber hinaus heißt analytische Geschichtsbetrachtung durchaus, die Verwobenheit eines Gegenstandes mit seinem Kontext zu thematisieren und abzuwägen, inwiefern ein historisches Phänomen unter eine theoretisch erarbeitete Generalisierung fällt, wie weit sich der Raum der Kontingenz erstreckt und welche Konsequenzen eine beschreibungsnahe Reduktion von Kontingenz durch begriffliche Anstrengung wiederum für die Generalisierung hat, von der man ausgegangen ist. Analytische Erzählungen haben als eine ihrer Aufgaben »Kontingenzspielräume« und »Pfadabhängigkeiten« in die Generalisierungen einzuarbeiten und damit von den regellosen Ereignisabfolgen, von denen Lübbe spricht, zu unterscheiden. Das ist ein genuiner Beitrag zu einer historisch gesättigten Theoriebildung. Die Selektion der Phänomene nach Maßgabe ihrer Relevanz für den historischen Gegenstand ist unbestritten, aber sie kann gerade unter theoretischen Gesichtspunkten erfolgen. Sicher ergibt sich daraus keine »Theorie der Geschichte«, die auf die einheitliche Deutung des gesamten materiellen Geschichtsprozesses hinausliefere. Aber es können sich daraus durchaus zum einen Beiträge zu Theorien konkreter Gesellschaftsformen in ihrer historischen Prozessgebundenheit ableiten lassen. Zum anderen ist Lübbes Statement unfreiwillig selber ein Beitrag zur Theoretisierung der Konstitutionsbedingungen historischer Erkenntnis, auch wenn man ihm inhaltlich nicht zu folgen vermag.

Traditionell gilt das Ringen, Streben und Scheitern des Menschen in seinen Verhältnissen als *Gegenstand* der Geschichte. Das begründete ihr Interesse an der Konkretheit und Komplexität der Vergangenheit, an der Anschaulichkeit der beschriebenen Persönlichkeiten und am Episodenhaften der erzählten Geschichten. Mit ihren narrativen Darstellungsformen hat die Historie darauf reagiert, dass die Menschen über ein episodisch strukturier-

tes Gedächtnis verfügen. Die Biografie ist nach wie vor das auflagenträchteste Genre der geschichtswissenschaftlichen Publizistik. Ihre Pedanterie im Umgang mit Namen und Daten erklärt sich daraus, dass Geschichte einen Wahrheitsanspruch geltend macht, der als *Wahrheitserwartung* an sie herangetragen wird. Größtmögliche Genauigkeit ihrer Tatsachenbehauptungen ist einer der unverzichtbaren »Wahrheitseffekte«, derer sich die Geschichte zu diesem Zweck bedient (vgl. Ginzburg 1998: 85–102, bes. 87). Gerade die moderne Sozial- und Kulturgeschichte lässt jedoch darauf schließen, dass ihr *Gegenstand* zugleich allgemeiner und spezifischer zu fassen ist als das »menschliche Drama«. Sie befasst sich mit historischen Gesellschaftsformen und ihren kulturellen Repräsentationen. Sie ist über weite Strecken *historische Gesellschaftsanalyse*, die mit qualitativen Studien aus den anderen Sozialwissenschaften und auch mit deren theoretischen Konzeptionen ohne weiteres kompatibel ist. Entdramatisiert als vergangene menschliche Praxis konkreter sozialer Akteure stellt sich der vermeintliche *Gegenstand* der Historie eigentlich als ihr *Material* dar.

Das bedeutet *erstens*, dass viele ältere Vorbehalte gegen eine genuine Theoriefähigkeit der Geschichtswissenschaft obsolet geworden sind, sich aber trotzdem einige Spezifika für eine *historische* Theoriebildung erhalten haben. Die in lebensnahen Episoden vermittelte Anschaulichkeit vergangener Praxis wird immer ein Darstellungsziel der Geschichte unter anderen bleiben. Geschichtswissenschaft wird sich nicht in der Bildung theoretischer Konstrukte *erschöpfen*; sie erarbeitet weiterhin materielle Geschichtserzählungen, in denen Episoden, konkrete Namen, Orte und Daten wichtige Funktionen erfüllen. Sie bedienen nämlich die Fremdheits- und Verfremdungserwartungen, die das Publikum an die Geschichte richtet. *Zeitkolorit* ist mehr als *Folklore*. Zugleich aber ist es diese Ebene, auf der die Schlussfolgerungen aus fragmentarischer, nicht kompensierbarer Evidenz gezogen und mit dieser argumentativ vermittelt werden müssen (vgl. Fairburn 1999: 58ff.). Historische »Wahrheitseffekte« müssen sich gerade auf dieser Ebene bewähren. Darüber hinaus liegt hier das Terrain, auf dem theoretische und generalisierte Aussagen in plausible »dichte Beschreibungen« historischer Phänomene im Dickicht ihrer Kontexte übersetzt werden müssen, um Geltung beanspruchen zu können. Das führt zu den »Doppelungseffekten« historischer Darstellungen, von denen oben die Rede war. Im Grunde ist für historische Theoriebildung eine Form der Konzeptionalisierung gefordert, die ebenfalls wie ein »Zoom-Objektiv« zwischen Abstraktion und konkreter Manifestation hin- und herzuschalten erlaubt und Generalisierungen auf verschiedenen Abstraktionsebenen miteinander verbindet. Die Standort- und

Reichweitenbestimmung solcher Generalisierungen ist dabei eine ständig begleitende Linie der Argumentation, wobei das räumlich-zeitliche Detail eben nicht in der Generalisierung aufgeht, sondern präsent bleibt, um ihre Geltung zu illustrieren – oder deren Grenzen. Mit gutem Recht werden viele Geschichtsdarstellungen daher eine für manche Nachbarwissenschaften irritierende – oder auch langweilige – Detailbesessenheit beibehalten, die aber nicht auf Kosten ihrer Theoriehaltigkeit gepflegt zu werden braucht.

Zweitens legt diese Verankerung historischer Theoriebildung in konkreter vergangener Praxis eine *typisierende Konzeptionalisierung* nahe. Es gibt zwar das Klischee, dass Historiker, wenn sie theoretisch nicht weiterkommen, dazu neigen, Typen zu bilden. Aber eine solche Typisierung, die zum Beispiel Theodor Schieder Anfang der 1960er-Jahre in der Tat als *Ersatz* für eine systematische (soziologische) Kategorisierung empfohlen hat, ist nicht gemeint (vgl. Schieder 1958: 172–187). Hier geht es stattdessen um eine theoretisch informierte Typisierung auf mehreren Generalisierungsebenen, an deren Spitze sich durchaus Theoreme über größere gesellschaftliche Zusammenhänge finden, an deren breiter Basis aber die begriffliche Identifikation der untersuchten Phänomene in ihrem Kontext erfolgen muss. So ließe sich das Einarbeiten von »Kontingenzspielräumen« und »Pfadabhängigkeiten« in die theoretischen Konzepte methodisch umsetzen. Dabei mag sich die Annahme bewahrheiten, dass *historische* Theoriebildung eher zu einer Verfeinerung und Komplexitätssteigerung von Konzepten neigt als zu Entwürfen einer eleganten »grand theory«. Aber dafür kann sie die Brücke zur Ebene der anschaulichen Konkretion besser schlagen und Theorie tatsächlich ein ganzes Stück weit »historisch sättigen«. Das wird erreicht, indem man versucht, möglichst genau die Ebene zu bestimmen, auf der die Zusammenhänge empirischer Phänomene theoretisch benennbar, das heißt von ihrer singulären Identität, ihren »Eigennamen«, zumindest in bestimmten Aspekten ablösbar werden. Umgekehrt ist es dann diese Ebene, auf der die Darstellung die übergreifende Beschreibung verlässt und konkrete Personen, Daten und Ereignisse in ihrer Abfolge beim Namen nennt und diese Abfolge erzählt. Und gerade wenn die Geschichtswissenschaft die raum-zeitliche Erstreckung der von ihr untersuchten Phänomene und die Formen ihres Wandels *als Theorieproblem* ernst nimmt, kann sie sich zu einem attraktiven *Theorieanbieter* für die anderen Sozialwissenschaften entwickeln (vgl. Callinicos 1995: 95ff.).

Theoriebildung erfüllt in der Geschichtswissenschaft *drittens* eine wichtige und bislang unterschätzte Funktion, indem sie Generalisierungen auf der Grundlage fragmentarischer Evidenz argumentativ begründbar macht

(vgl. Kannonier-Finster/Ziegler 1998). Sie muss daher bei der Bestimmung des angemessenen Generalisierungsniveaus immer Reflexionen über den Status der untersuchten Phänomene im größeren Aggregat aller möglichen Ausprägungen einbeziehen. Hierbei spielt der historische Vergleich eine zentrale Rolle. Und hier erweist sich letztlich die Theoriefähigkeit von Geschichtswissenschaft auch darin, dass ihre Erklärungsmuster durchaus eine prognostische Qualität haben: Sie schließen von einer begrenzten Untersuchungsgesamtheit historischer Ausprägungen auf weitere, (noch) nicht untersuchte Ausprägungen. Zumindest eine *retrospektive* Prognosefähigkeit ist historischen Theorien daher ohne weiteres zuzubilligen. Sie stellen quasi über die einzelnen Fälle hinweg kommunikationsfähige »Kurzbeschreibungen« oder »Algorithmen« komplexer »Geschichten« dar und sind als solche zugleich »Forschungsprogramme«, die ihrer Einlösung harren (vgl. Callinicos 1995: 79).

Geschichte soll *viertens* historische Orientierung verschaffen zwischen den – auch theoretischen – Gegenwartsbedürfnissen und Vergangenheiten, die entweder auf Grund ihrer Andersartigkeit oder aber auf Grund ihrer angenommenen Kontinuität zu heute bekannten Verhältnissen interessant werden (vgl. Jaeger 2000). Clifford Geertz' Beitrag zur Erweiterung der erkenntnistheoretischen und methodischen Perspektiven in der Geschichtswissenschaft ist vielleicht nicht so sehr in seiner Konzentration auf Mikrozusammenhänge zu sehen und auch nicht in einer Neubegründung der zumal in der deutschen Historie seit langem beheimateten Hermeneutik. Weiterführend ist eigentlich sein *ethnologischer Zugriff* auf die Hermeneutik, der nicht, wie die deutsche Tradition, von einer »Hermeneutik der Nähe«, sondern von einer »Hermeneutik der Distanz, der Fremdheit« ausgeht (vgl. Sokoll 1997: 233–272). In der »dichten Beschreibung«, die kein unabhängiges Erkenntnismittel ist, wie Geertz suggeriert, sondern *Darstellungsmittel*, lassen sich Theoriegeleitetheit und Anschauung miteinander verbinden. Historische Theoriebildung auf dieser Basis leistet *auf der einen Seite* einen wertvollen Beitrag dazu, *theoretische Konzepte zu historisieren*, also von einem irreführenden Präsentismus zu befreien. Sie »verfremdet« *auf der anderen Seite* das theoretische Selbstverständnis der Gegenwart. Wenn diese Verfremdungseffekte dazu beitragen, auch das theoretische Nachdenken über gegenwärtige gesellschaftliche Verhältnisse verstärkt anzuregen, könnte der Ertrag historischer Theoriebildung beträchtlich sein. Das gilt auch für die historisierende Dekonstruktion scheinbar selbstverständlicher sozialwissenschaftlicher Begriffe, die in jedem Fall zumindest zu einem reflexiveren Umgang mit ihnen beitragen kann.

Seitdem mit der *Aufklärungshistorie* und dem *Historismus* ein geschichtliches Bewusstsein in der Gesellschaft in dem Sinne entstanden ist, dass gesellschaftliche Standortbestimmungen sich in einer zuweilen emphatischen Weise auf ihre »historische Dimension« berufen, ist alle Geschichte *fünftens* mit Sinnerwartungen regelrecht überfrachtet worden. Den historischen Gegenständen wird häufig bereits deshalb eine »sinnhafte« Qualität unterstellt, weil sie ihren Weg in den Aufmerksamkeitskreis der Geschichte gefunden haben. Aber »Sinn« ist keine *Eigenschaft* eines wie auch immer gearteten materiellen Geschichtsverlaufs; in seiner Kombination aus Erfahrung, Deutung und Orientierung ist er grundsätzlich Produkt der am historischen Diskurs heute Beteiligten (vgl. Rüsen 1997: 17–47, bes. 36). Es ist die »Sinn-suche« in der Vergangenheit, die die »Wahrheitserwartungen« des interessierten Publikums umtreibt. Die Geschichtswissenschaft sollte *zum einen* diesen Zusammenhang entmythisieren. Sie muss in erster Linie die Gegenwartsbedeutung, die *Relevanz* ihrer Gegenstände nüchtern, aber reflektiert argumentativ begründen. Als kritische Wissenschaft kann sie unangemessene Sinnansprüche auch dekonstruieren. *Zum anderen* ist der Zusammenhang zwischen den Erinnerungs- und Gedächtniserwartungen der gegenwärtigen Gesellschaften und den Deutungsleistungen von Geschichte als Wissenschaft längst zu einem theoretisch anspruchsvollen *Thema* der Geschichte geworden. Es ist eine durchaus theoretische Aufgabe der Geschichtswissenschaft, als Reflexionsinstanz über die Rolle des »Geschichtlichen« in der Gesellschaft zu wirken.

4 Dimensionen und Aufgaben historischer Theoriebildung

Das leitet über zu einer skizzenhaften abschließenden Bilanz der Leistungen und Aufgaben einer genuin *historischen* Theoriebildung: Gerade auf dem Gebiet der *Konzeptionalisierung* von »Geschichtsbewusstsein« und der gesellschaftlichen Funktion, die der Geschichtswissenschaft bei seiner Prägung zukommt, ist die Diskussion inzwischen weiter fortgeschritten als in benachbarten Wissenschaften, vielleicht mit Ausnahme der Ethnologie. Hier ist ein Prozess der Reflexivitätssteigerung in Gang gekommen, den Anthony Giddens für alle Sozialwissenschaften gefordert und prognostiziert hat (vgl. Giddens 1988: 405ff.). Auch die *erkenntnistheoretische Diskussion* hat von den dekonstruktivistischen und poststrukturalistischen Einflüssen profitiert, die die Geschichtswissenschaft anfangs so tief greifend irritiert und verunsich-

chert haben. Mit der zumindest tendenziellen Wende zu einem differenzierten Konstruktivismus hat hier ein deutlicher Reflexivitätsschub stattgefunden, der die Arbeit mit und an der Geschichte nachdenklicher, skeptischer und ihrer selbst stärker bewusst gemacht hat. Auch das ist ein erwägenswertes Angebot an die benachbarten Wissenschaften. In diesem Zusammenhang ist auch wichtig gewesen, dass nach langer Zeit die *Darstellungsformen* der Historie wieder in den Blickpunkt der Diskussion geraten sind. Die Debatten um Danto, White und Ankersmit sind alles andere als abgeschlossen. Es ist aber deutlich geworden, dass hier ein echter Klärungsbedarf entstanden ist, der sich eigentlich auch in den anderen »Humanwissenschaften«, die in die Gesellschaft hinein wirken wollen, einstellen müsste.

Auf dem Gebiet der *sozialtheoretischen Grundlegung* einer modernen Sozial- und Kulturgeschichte hat sich zwischen Strukturalismus und Poststrukturalismus ein breites Spektrum »praxeologischer« Ansätze etabliert. Hier hat ein Import von Konzepten in die Geschichtswissenschaften stattgefunden, ob es sich nun um Anthony Giddens' Strukturierungstheorie, Pierre Bourdieus Habitusstheorie oder um eine Wiederanknüpfung an Max Webers Handlungstheorie handelt. In diesem Bereich mögen die eigentlich theoriebildnerischen Potentiale der Geschichte eher begrenzt sein. Aber eine solche *sozialtheoretische Grundlegung* ist geradezu der Schlüssel dafür, die Gestaltungskraft in gesellschaftstheoretischen Fragen zu erhöhen ohne Gefahr zu laufen, einer neuen *historisch-ontologischen Metatheorie* aufzusitzen. Es ergeben sich zudem Chancen auf eine historische Sättigung dieser Ansätze, was vor allem auch einen breiten Raum zur Kooperation mit solchen soziologischen, kulturanthropologischen und ökonomischen Strömungen eröffnet, die sich ihrerseits auf eine historische Perspektive einlassen. Die Disziplingrenzen zwischen diesen Ansätzen werden vielleicht nicht fallen, wie es Giddens gefordert hat; sie werden jedoch verstärkt wechselseitig durchlässig (vgl. Giddens 1988: 413ff.).

Den größten Bedarf an historischer Theoriebildung sehe ich auf dem Gebiet der *Gesellschaftstheorie*. Die Diskussion hat sich in den letzten zehn Jahren eher davon wegbewegt; zum Teil hat sich eine regelrechte Scheu vor gesellschaftstheoretischen Konstruktionen breit gemacht, die sich zum einen aus der Enttäuschung über die verblassten Großentwürfe aus den 1970er-Jahren und zum anderen aus der umstrittenen Umorientierung auf den Leitbegriff der »Kultur« erklären dürfte (vgl. Daniel 1993: 69–99, 1994: 54–64; vgl. Vierhaus 1995: 5–28). Die ungeklärte Vieldeutigkeit von »Kultur« bietet keinen Ersatz; ebenso aber ist deutlich geworden, dass die *Gesellschaftsgeschichte* sich ihres Zentralbegriffs noch nicht wirklich theoretisch

angenommen hat. Allerdings hilft hier auch der Blick auf die Nachbarwissenschaften nur sehr begrenzt, wenn man die Kurzlebigkeit vieler dort diskutierter Bindestrich-Gesellschaftsentwürfe in Rechnung stellt (Pongs 1999/2000). Die Sozial- und Kulturgeschichte kann zu einer »Theorie der Moderne« Entscheidendes beitragen; sie ist vor allem auch gefordert, Konzepte der sozialen Ungleichheit wieder auf den Prüfstand zu bringen, wie es die Aktualität der Globalisierung eigentlich nachdrücklich nahe legen müsste. Vielleicht ergeben sich aus der kulturgeschichtlich angereicherten und sozialtheoretisch sensibler gewordenen Diskussion Perspektiven, aus denen sich eine solche Neukonzeptionalisierung alter Begriffe als chancenreich erweisen könnte. Das schließt ihre Historisierung ein und ist eine der wichtigsten Zukunftsaufgaben historischer Theoriebildung.

Literatur

- Abelshäuser, Werner et al., 1975: Vorwort der Herausgeber. In: *Geschichte und Gesellschaft* 1, 5–7.
- Ankersmit, Frank, 1999: Wahrheit in Literatur und Geschichte. In: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs, Globale Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945*, Band 5. Frankfurt a.M.: Fischer, 337–359.
- Blanke, Horst Walter, 1991: *Historiographiegeschichte als Historik*. Stuttgart: Frommann-Holzboog.
- Callinicos, Alex, 1995: *Theories and Narrative Reflections on the Philosophy of History*. Durham: Duke University Press.
- Conze, Werner, 1957: *Die Strukturgeschichte des technisch-industriellen Zeitalters als Aufgabe für Forschung und Unterricht*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Daniel, Ute, 1994: Quo vadis, Sozialgeschichte? Kleines Plädoyer für eine hermeneutische Wende. In: Winfried Schulze (Hrsg.), *Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 54–64.
- , 1993: »Kultur« und »Gesellschaft«. Überlegungen zum Gegenstandsbereich der Sozialgeschichte. In: *Geschichte und Gesellschaft* 19, 69–99.
- Droysen, Johann Gustav, 1977 [1868]: *Historik. Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der Geschichte*. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von Peter Leyh. Stuttgart: Bad Cannstatt.
- Durkheim, Emile, 1999: *Die Regeln der soziologischen Methode*. Hrsg. von René König. 4. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

- Evans, Richard J., 1998: *Fakten und Fiktionen. Über die Grundlagen historischer Erkenntnis*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Fairburn, Miles, 1999: *Social History. Problems, Strategies, and Method*. Basingstoke: Macmillan.
- Giddens, Anthony, 1988: *Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Ginzburg, Carlo, 1998: Veranschaulichung und Zitat. Die Wahrheit der Geschichte. In: Fernand Braudel, *Wie Geschichte geschrieben wird*. Berlin: Wagenbach, 85–102.
- Habermas, Jürgen, 1985: *Theorie des kommunikativen Handelns: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft*, Band 2. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hacking, Ian, 1999: Was heißt »soziale Konstruktion«? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Haupt, Heinz-Gerhard/Jürgen Kocka, 1996: Historischer Vergleich: Methoden, Aufgaben, Probleme. Eine Einleitung. In: Heinz-Gerhard Haupt/Jürgen Kocka (Hrsg.), *Geschichte und Vergleich. Ansätze und Ergebnisse international vergleichender Geschichtsschreibung*. Frankfurt a.M.: Campus, 9–45.
- Hausen, Karin, 1998: Die Nicht-Einheit der Geschichte als historiographische Herausforderung. Zur historischen Relevanz und Anstößigkeit der Geschlechtergeschichte. In: Hans Medick/Ann-Charlott Trepp (Hrsg.), *Geschlechtergeschichte und Allgemeine Geschichte. Herausforderungen und Perspektive*. Göttingen: Wallstein, 15–55.
- Hobsbawm, Eric, 1998: *Wieviel Geschichte braucht die Zukunft?* München: Hanser.
- Hölscher, Lucian, 2000: Neue Annalistik. Entwurf zu einer Theorie der Geschichte. In: Stefan Jordan (Hrsg.), *Zukunft der Geschichte. Historisches Denken an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*. Berlin: Trafo, 39–70.
- Jaeger, Friedrich, 2000: *Geschichte als Orientierungswissen. Lebenspraktische Herausforderungen und Funktionen des historischen Denkens*. Manuskript. Essen.
- , 1998: Geschichtstheorie. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 724–756.
- Jordan, Stefan, 1999: *Geschichtstheorie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Schwellenzeit zwischen Pragmatismus und Klassischem Historismus*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Kannonier-Finster, Waltraud/Meinrad Ziegler (Hrsg.), 1998: *Exemplarische Erkenntnis: Zehn Beiträge zur interpretativen Erforschung sozialer Wirklichkeit*. Innsbruck: Studien-Verlag.
- Kocka, Jürgen, 1986: *Sozialgeschichte. Begriff, Entwicklung, Probleme*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- , 1975: Theorien in der Sozial- und Gesellschaftsgeschichte. Vorschläge zur historischen Schichtungsanalyse. In: *Geschichte und Gesellschaft* 1, 9–42.

- Koselleck, Reinhart, 2000a: Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft. In: Reinhart Koselleck, *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 298–316.
- , 2000b: *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- , 1984: *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lorenz, Chris, 2000: Das Unbehagen an der Modernisierungstheorie. In: Sabine A. Haring/Katharina Scherke (Hrsg.), *Analyse und Kritik der Modernisierung um 1900 und um 2000*. Wien: Passagen-Verlag, 229–262.
- , 1997: *Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie*. Köln: Böhlau.
- Lübbe, Hermann, 1979: Wieso es keine Theorie der Geschichte gibt. In: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hrsg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, Band 3. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 65–84.
- Matthes, Joachim, 1992: The Operation Called »Vergleichen«. In: Joachim Matthes, (Hrsg.), *Zwischen den Kulturen? Die Sozialwissenschaften vor dem Problem des Kulturvergleich*. Göttingen: Schwartz, 75–99.
- Mergel, Thomas, 1997: Geht es weiterhin voran? Die Modernisierungstheorie auf dem Weg zu einer Theorie der Moderne. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*. München: Beck, 203–232.
- Mergel, Thomas/Thomas Welskopp, 1997: Geschichtswissenschaft und Gesellschaftstheorie. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*. München: Beck, 9–35.
- Mommsen, Wolfgang J., 1971: *Die Geschichtswissenschaft jenseits des Historismus*. Düsseldorf: Droste Verlag.
- Pongs, Armin, 1999/2000: *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich? Gesellschaftskonzepte im Vergleich*, 2 Bde. München: Dilemma-Verlag.
- Reckwitz, Andreas, 2000: *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramm*. Weilerswist: Velbrück Wiss.
- , 1997: *Struktur. Zur sozialwissenschaftlichen Analyse von Regeln und Regelmäßigkeiten*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Rüsen, Jörn, 1997: Was heißt: Sinn der Geschichte? (Mit einem Ausblick auf Vernunft und Widersinn). In: Klaus E. Müller/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 17–47.
- , 1994: *Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewusstseins, sich in der Zeit zurechtzufinden*. Köln: Böhlau.
- , 1993: *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- , 1986: *Grundzüge einer Historik. Rekonstruktion der Vergangenheit: Die Prinzipien der historischen Forschung*, Band 2. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- , 1983: *Grundzüge einer Historik. Historische Vernunft: Die Grundlagen der Geschichtswissenschaft*, Band 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schieder, Theodor, 1968: *Geschichte als Wissenschaft. Eine Einführung*. München: Oldenbourg.
- , 1958: Der Typus in der Geschichtswissenschaft. In: Theodor Schieder, *Staat und Gesellschaft im Wandel unserer Zeit. Studien zur Geschichte des 19. und 20. Jahrhundert*. München: Oldenbourg, 172–187.
- Sellin, Volker, 2001: *Einführung in die Geschichtswissenschaft*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Siegenthaler, Hansjörg, 1999: Geschichte und Ökonomie nach der kulturalistischen Wende. In: *Geschichte und Gesellschaft* 25, 276–301.
- Sokoll, Thomas, 1997: Kulturanthropologie und Historische Sozialwissenschaft. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*. München: Beck, 233–272.
- Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik, 1977–1990: Band 1: Wolfgang J. Mommsen/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Objektivität und Parteilichkeit*, 1977; Band 2: Karl-Georg Faber/Christian Meier (Hrsg.), *Historische Prozesse*, 1978; Band 3: Jürgen Kocka/Thomas Nipperdey (Hrsg.), *Theorie und Erzählung in der Geschichte*, 1979; Band 4: Reinhart Koselleck/Heinrich Lutz/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Formen der Geschichtsschreibung*, 1982; Band 5: Christian Meier/Jörn Rüsen (Hrsg.), *Historische Methode*, 1988; Band 6: Karl Acham/Winfried Schulze (Hrsg.), *Teil und Ganzes*, 1990. München: DTV.
- Tilly, Charles, 1984: *Big Structures, Large Processes, Huge Comparisons*. New York: Russell Sage Foundation.
- Vierhaus, Rudolf, 1995: Die Rekonstruktion historischer Lebenswelten. Probleme moderner Kulturgeschichtsschreibung. In: Hartmut Lehmann (Hrsg.), *Wege zu einer neuen Kulturgeschichte*. Göttingen: Wallstein, 5–28.
- Weber, Max, 1988: Objektive Möglichkeit und adäquate Verursachung in der historischen Kausalbetrachtung. In: Johannes Winkelmann (Hrsg.), *Max Weber – Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: Mohr, 266–290.
- Wehler, Hans-Ulrich, 1975: *Modernisierungstheorie und Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Welskopp, Thomas, 2001: Die Dualität von Struktur und Handeln. Anthony Giddens' Strukturierungstheorie als »praxeologischer« Ansatz in der Geschichtswissenschaft. In: Manfred Hettling/Andreas Suter (Hrsg.), *Struktur und Ereignis in der Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 99–119.
- , 1998: Erklären. In: Hans-Jürgen Goertz (Hrsg.), *Geschichte. Ein Grundkurs*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 132–168.
- , 1997: Der Mensch und die Verhältnisse. »Handeln« und »Struktur« bei Max Weber und Anthony Giddens. In: Thomas Mergel/Thomas Welskopp (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*. München: Beck, 39–70.

-
- , 1995: Stolpersteine auf dem Königsweg. Methodenkritische Anmerkungen zum internationalen Vergleich in der Gesellschaftsgeschichte. In: *Archiv für Sozialgeschichte* 35, 339–367.
- , 1994: Ein modernes Klassenkonzept für die vergleichende Geschichte industrialisierender und industrieller Gesellschaften. In: Karl Lauschke/Thomas Welskopp (Hrsg.), *Mikropolitik im Unternehmen. Arbeitsbeziehungen und Machtstrukturen in industriellen Großbetrieben des 20. Jahrhundert*. Essen: Klartext Verlag, 48–106.
- , 1993: Westbindung auf dem »Sonderweg«. Die deutsche Sozialgeschichte vom Appendix der Wirtschaftsgeschichte zur Historischen Sozialwissenschaft. In: Wolfgang Küttler et al. (Hrsg.), *Geschichtsdiskurs*, Band 5. Frankfurt a.M.: Fischer, 191–237.